



**DON
WINSLOW**

**TAGE DER
TOTEN**

ROMAN

DROEMER 

Don Winslow

Tage der Toten

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von Chris Hirte

Über dieses Buch

Noch nie ist jemand den mexikanischen Drogenbaronen so erfolgreich in die Quere gekommen wie US-Drogenfahnder Art Keller – zu erfolgreich: Sein engster Mitarbeiter wird von den Gangstern brutal zu Tode gefoltert, auf Keller wird offiziell die Jagd eröffnet. Der geht daraufhin nur umso gnadenloser gegen die Narcotraficantes vor und merkt beinahe zu spät, dass er sich längst neue Feinde gemacht hat, und zwar nicht in Mexiko ... Vor die Wahl gestellt, seiner Regierung zu dienen oder seinem Gewissen zu folgen, trifft Art Keller eine einsame Entscheidung – und stößt dabei auf unverhoffte Verbündete.

Inhaltsübersicht

Widmung

Motto

Vorwort

Prolog

Erster Teil

1 Die Männer von Sinaloa

2 Die wilden Iren

3 California Girls

Zweiter Teil

4 Das mexikanische Trampolin

5 Narcosantos

6 Erschüttert in den Grundfesten

7 Weihnachtszeit

Dritter Teil

8 Die Tage der unschuldigen Kinder

9 Tage der Toten

Vierter Teil

10 Der goldene Westen

11 Die schlafende Schöne

12 Flucht ins Dunkel

Fünfter Teil

13 Lebende Tote

14 Pastorale

15 Die Kreuzung

Epilog

*Zur Erinnerung an Sue Rubinsky,
die immer die Wahrheit wissen wollte*

**Errette meine Seele vom Schwert,
mein Leben von den Hunden!**

22. Psalm 20

Vorwort

Ein Drittel meines Lebens habe ich daran geschrieben.

Und jeder einzelne Augenblick hat sich gelohnt.

Die Romane der »Kartell-Trilogie« erzählen die *wahre* Geschichte über den War On Drugs – sie zeigen die Realität hinter den Schlagzeilen – über das Geld, die Politik, die Gewalt und die menschlichen Kosten einer echten Tragödie. Die Geschichte spielt größtenteils in Mexiko und den Vereinigten Staaten, einzelne Szenen auch in Europa, Zentral- und Südamerika, und sie schildert den über vier Jahrzehnte geführten Rachefeldzug des DEA-Agenten Art Keller gegen den Kartell-Boss Adan Barrera. Dabei erfahren wir auch etwas über das Leben eines Journalisten, eines Priesters, einer Prostituierten, eines zehnjährigen Einwanderers, eines zwölfjährigen Killers, einer Heroinsüchtigen und einer Aktivistin – einer Frau von unglaublichem Mut, die für Keller zur Liebe seines Lebens wird. Sein Krieg kostet ihn alles, seine Familie, seine Überzeugungen und letztlich im Ringen um endgültige Wiedergutmachung auch die eigene Seele.

Die Handlung ist zwar fiktiv, beruht aber auf wahren Begebenheiten – jedem einzelnen Ereignis liegt ein wahres zugrunde, hinter jeder Figur steht eine reale Person.

Ich wollte die Wahrheit erzählen.

Und habe es getan.

Die »Kartell-Trilogie« ist mein Lebenswerk.

Don Winslow

Prolog

El Sauzal

Provinz Baja California

Mexiko

1997

Sie hält ihr totes Baby in den Armen.

Aus der Position der Leichen schließt Art Keller, dass die Mutter ihr Kind schützen wollte. Es muss ein Instinkt gewesen sein, denkt Keller, sie muss gewusst haben, dass sie die Kugeln einer Kalaschnikow nicht mit ihrem Körper aufhalten kann. Nicht aus dieser Entfernung. Trotzdem hat sie sich weggedreht, als sie erschossen wurde, und fiel auf ihren kleinen Sohn.

Hat sie wirklich geglaubt, ihr Kind retten zu können? Vielleicht wollte sie ihm den Blick ins Mündungsfeuer ersparen, denkt Keller. Vielleicht sollte ihre mütterliche Brust sein letzter Eindruck von dieser Welt bleiben. Geborgen in Liebe.

Keller ist Katholik. Mit seinen siebenundvierzig Jahren hat er eine Menge Madonnen erlebt. Aber keine wie diese.

»*Cuernos de chivo*«, hört er einen Polizisten sagen.

Ganz leise, fast flüsternd, wie in der Kirche.

Cuernos de chivo - Ziegenhörner. So nennen sie die Kalaschnikows.

Keller hat es schon an den Patronenhülsen vom Kaliber 7,62 gemerkt. Hunderte davon liegen auf dem Beton des Innenhofs verstreut, auch ein paar 12er Schrothülsen und 5,56er von der AR15, wie es aussieht. Aber die meisten Hülsen stammen vom Ziegenhorn, der bevorzugten Waffe der mexikanischen Drogenmafia

Neunzehn Tote.

Neunzehn weitere Opfer im Drogenkrieg, denkt Keller.

In den vierzehn Jahren seiner Fehde mit Adán Barrera hat er so manches gesehen, hat er sich an den Anblick von Toten gewöhnt. Aber nicht neunzehn auf einmal. Frauen, Kinder, Säuglinge. Das nicht.

Zehn Männer, drei Frauen, sechs Kinder.

An der Hofmauer aufgereiht und erschossen.

Zerfetzt ist zutreffender, denkt Keller. In Stücke gerissen in einer hemmungslosen Schießorgie. Und jetzt in einem Bluttümpel liegend, in einer dicken Schicht aus schwarzem, getrocknetem Blut. Blut klebt an den Wänden, Blut durchtränkt den gepflegten Rasen, dessen Halme schwarzrot glitzern. Wie winzige blutige Schwerter, denkt Keller.

Offenbar haben sie sich gewehrt, als sie merkten, was ihnen bevorstand. Mitten in der Nacht aus den Betten gerissen, auf den Hof gezerrt, an der Wand aufgereiht - es

hat ein Kampf stattgefunden, Möbel sind umgeworfen, klobige, schmiedeeiserne Gartenmöbel. Überall liegen Glasscherben verstreut.

Keller schaut sich weiter um - eine Puppe mitten in der Blutlache. Braune Glasaugen starren ihn an. Gleich daneben ein kleines Stofftier und ein niedliches Pinto-Pferdchen aus Plastik.

Kinder, aus dem Schlaf gerissen, klammern sich an ihre Kuscheltiere. Auch dann, wenn Gewehre knallen. Besonders dann.

Er muss an den Stoffelefanten seiner Kindheit denken. Den Stoffelefanten, ohne den er nicht ins Bett ging. Der hatte nur noch ein Auge, war fleckig von Erbrochenem und anderen Absonderungen und roch auch so. Bis ihn seine Mutter heimlich eines Nachts durch einen neuen ersetzte, mit zwei Augen und reinlichem Geruch. Am Morgen bedankte er sich für den neuen Elefanten und holte den alten aus der Mülltonne zurück.

Arthur Keller spürt, wie etwas in ihm zerbricht.

Die erwachsenen Opfer tragen teure Seidenpyjamas und Negligés, manche auch T-Shirts. Zwei, ein Mann und eine Frau, sind nackt - aus dem Liebesakt gerissen, denkt Keller, und in einer obszönen Blutorgie geopfert.

Einer liegt allein da, an der Wand gegenüber. Ein alter Mann, das Familienoberhaupt. Wahrscheinlich als Letzter ermordet, denkt Keller. Gezwungen, der Auslöschung seiner Familie beizuwohnen, und dann ebenfalls

erschossen. Aus Gnade? Aus einem pervertierten Gefühl der Barmherzigkeit? Dann sieht er die verstümmelten Hände des alten Mannes. Erst wurden ihm die Fingernägel ausgerissen, dann die Finger abgehackt. Sein Gesicht ist im Schrei erstarrt, die Finger stecken in seinem Mund.

Das bedeutet, dass die Mörder in seiner Familie einen *dedo* vermuteten, einen Finger, einen Zuträger.

Und ich habe sie zu dieser Annahme verführt.

Gott vergib mir.

Er schreitet die Reihe der Toten ab, bis er den findet, den er gesucht hat.

Als er vor ihm steht, krepelt sich sein Magen um, er muss sich zusammenreißen, um nicht zu erbrechen. Das Gesicht des noch jungen Mannes ist heruntergepellt wie eine Bananenschale. Die Hautlappen hängen an seinem Hals herab. Keller kann nur hoffen, dass sie ihn *vorher* getötet haben, aber er weiß es besser.

Die untere Hälfte seines Hinterkopfs ist weggesprengt.

Sie haben ihm in den Mund geschossen.

Verräter kriegen die Kugel in den Hinterkopf, Zuträger kriegen sie in den Mund.

Sie hielten ihn für den Zuträger.

So wie es geplant war, sagt sich Keller.

Aber das hier hätte er sich nie träumen lassen. Nie hätte er geglaubt, dass sie so etwas tun würden.

»Es muss doch hier Hauspersonal gegeben haben«, sagt er. »Angestellte.«

Die Polizei hat die Unterkünfte schon durchsucht.

»Alle weg«, sagt einer.

Verschwunden. Haben sich in Luft aufgelöst.

Er zwingt sich, die Leichen noch einmal in Augenschein zu nehmen.

Ich bin schuld, denkt Keller.

Das haben diese Leute mir zu verdanken.

Es tut mir leid, denkt er, es tut mir irrsinnig leid. Er beugt sich über die tote Mutter mit dem Kind und macht das Zeichen des Kreuzes. »*In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti.*«

»*El poder del perro*«, hört er einen mexikanischen Polizisten flüstern.

Das ist das Werk des Bluthunds.

Erster Teil

Erbsünden

1

Die Männer von Sinaloa

Siehst du die furchtbar öde Heide dort,
Die Wohnung der Verzweiflung, ohne Licht,
Bis auf den Schimmer dieser fahlen Flammen,
Die blass und schrecklich flimmern?

John Milton, Das verlorene Paradies

Distrikt Badiraguato

Provinz Sinaloa

Mexiko

1975

Der Mohn brennt.

Rote Blüten, rote Flammen.

Nur in der Hölle, denkt Keller, gibt es flammende Blüten.

Er blickt in das brennende Tal wie in eine dampfende
Suppenschüssel - was sich dort zwischen den
Rauchschleiern abspielt, ist eine Höllenszene.

Hieronimus Bosch malt den Drogenkrieg.

Campesinos - mexikanische Bauern - fliehen vor dem
Flammenmeer, beladen mit den Habseligkeiten, die sie
retten konnten, bevor die Soldaten kamen und ihr Dorf

anzündeten. Ihre Kinder vor sich her schiebend, schleppen sie Säcke mit Essensvorräten, Decken und Kleidern und ihren kostbarsten Familienandenken. Mit ihren weißen Hemden und ihren Strohhüten sehen sie aus wie Gespenster, wenn sie durch die Rauchschwaden ziehen.

Nur etwas andere Menschen, denkt Keller, und das könnte Vietnam sein.

Aber was hier abläuft, ist nicht Operation Phoenix, sondern Operation Condor, er hockt hier nicht als CIA-Mann im Bambusdickicht an der Grenze zu Nordvietnam, sondern als Drogenfahnder in einem Gebirgstal der Provinz Sinaloa.

Und was hier geerntet wurde, war nicht Reis, sondern Opium.

Keller hört das dumpfe *wopp-wopp-wopp* von Hubschrauberrotoren und blickt auf. Ein Geräusch, das bei Vietnam-Veteranen Erinnerungen weckt. Erinnerungen woran?, fragt er sich. Manche Erinnerungen sollten besser begraben bleiben.

Hubschrauber und Flugzeuge kreisen wie Geier über dem Tal. Die Flugzeuge sprühen das Pflanzengift, die Hubschrauber bieten ihnen Feuerschutz, denn einige *gomer*os - so heißen die Opiumbauern - verteidigen ihren Besitz. Mit einem gut gezielten Feuerstoß aus der Kalaschnikow kann man einen Hubschrauber ohne weiteres vom Himmel holen. Das weiß Keller nur zu gut. Wird der Heckrotor getroffen, trudelt das Ding zu Boden wie ein

Spielzeugflieger auf einer Kindergeburtstagsparty. Und trifft man den Piloten, dann prost Mahlzeit ... Bis jetzt hatten sie aber Glück. Entweder sind die Gomeros schlechte Schützen, oder sie haben keine Erfahrung mit Hubschraubern.

Formell handelt es sich um mexikanisches Fluggerät - Operation Condor ist ein Gemeinschaftsunternehmen des Neunten mexikanischen Armeekorps und der Provinz Sinaloa -, aber die Flugzeuge werden von der US-Drogenbekämpfungsbehörde DEA finanziert, und die Piloten rekrutieren sich zumeist aus ehemaligen CIA-Angehörigen der alten Vietnamtruppe. Wenn das kein Witz ist, denkt Keller - die Jungs von Air America, die früher Heroin für thailändische Warlords geflogen haben, rücken nun dem mexikanischen Opium mit Entlaubungsgiften zu Leibe.

Die DEA wollte Agent Orange einsetzen, aber dagegen hatten sich die Mexikaner gesträubt. Also kam das neue Mittel 2,4-D zum Einsatz, mit dem die Mexikaner vor allem deshalb einverstanden waren, weil die Gomeros dieses Zeug sowieso als Unkrautvertilgungsmittel benutzen.

Es gibt also genug davon.

Klar, denkt Keller, die Mexikaner entscheiden, was hier passiert. Wir Amerikaner sind nur die »Berater«.

Wie in Vietnam.

Nur die Basecaps haben sich geändert.

Der amerikanische Drogenkrieg hat eine neue Front in Mexiko eröffnet. Gegenwärtig stoßen zehntausend mexikanische Soldaten in dieses Tal nahe der Stadt Badiraguato vor – zur Unterstützung der mexikanischen Bundespolizei und der DEA-Berater, zu denen auch Keller gehört. Die meisten kommen zu Fuß, andere sind beritten, treiben Rinder vor sich her, als wären sie *vaqueros*, mexikanische Cowboys. Ihr Befehl lautet ganz simpel: Vergiftet die Mohnfelder und verbrennt alles, was übrig ist, fahrt unter die Gomeros wie der Hurrikan unter trockene Laub, zerstört die Heroin-Rohstoffbasis hier in den Bergen von Westmexiko.

Die Sierra Occidental bietet die ideale Kombination aus Höhenlage, Regenmenge und Bodensäuregehalt für das Gedeihen von *papaver somniferum*, der Mohnsorte, aus der »Mexican Mud« gewonnen wird, ein starkes, billiges, braunes Heroin, das den amerikanischen Markt überschwemmt.

Wieso eigentlich Operation Condor?, denkt Keller.

Seit sechzig Jahren hat man am mexikanischen Himmel keinen Kondor gesehen, und aus den Staaten ist er schon viel früher verschwunden. Aber jede Operation braucht einen Namen, sonst glauben wir nicht an sie – also Condor. Warum nicht?

Keller hat sich ein bisschen schlaugemacht, was diesen Vogel betrifft. Es ist (war) der größte aller Raubvögel, obwohl dieser Begriff ein wenig irreführend ist, denn statt

zu jagen, betätigt sich der Kondor lieber als Aasfresser. Ein ausgewachsener Kondor, hat Keller gelesen, könnte ohne weiteres einen kleinen Hirsch reißen, aber er wartet lieber, bis ein Tier auf andere Weise zu Tode kommt und er nur von oben einzuschweben braucht, um es sich zu schnappen.

Genau wie wir, denkt Keller.

Operation Condor.

Und wieder ein Vietnam-Flashback.

Der Tod von oben.

Da hocke ich nun im Gestrüpp, zitternd vor Kälte an diesem feuchten Gebirgsmorgen, und liege auf der Lauer.

Wie damals.

Nur dass ich diesmal keinen Vietcong-Kader im Visier habe, sondern den alten Don Pedro Áviles, den Drogenboss von Sinaloa, *el patrón* persönlich. Seit einem halben Jahrhundert schon versorgt Don Pedro den Markt mit dem hier erzeugten Opium, lange bevor Bugsy Siegel kam, mit Virginia Hill im Schlepptau, um der kalifornischen Mafia eine stetig sprudelnde Heroinquelle zu sichern.

Siegel schloss einen Deal mit dem jungen Don Pedro Áviles, der seine neue Machtposition dazu nutzte, sich zum *patrón* zu erheben, zum Boss, und diesen Posten bekleidet er bis heute. Doch neuerdings gerät seine Macht ins Wanken - seit ihm ein paar junge Kerle den Respekt verweigern. Ein Naturgesetz, denkt Keller, die jungen Löwen bringen die alten irgendwann zu Fall. Ganze Nächte

hat er in seinem Hotelzimmer in Culiacán wachgelegen – die Schießereien in den Straßen sind inzwischen so alltäglich, dass sich die Stadt den Spottnamen Little Chicago redlich verdient hat.

Nun, vielleicht ist ab heute Ruhe.

Wenn du Don Pedro verhaftest, machst du diesen Fehden ein Ende. Und kannst dich als Held feiern lassen, denkt er ein wenig schuldbewusst.

Keller ist ein überzeugter Befürworter des Drogenkriegs. Aufgewachsen im Barrio Logan von San Diego, hat er mit eigenen Augen gesehen, was das Heroin in solch einem Viertel anrichten kann, besonders wenn es ein armes Viertel ist. Hier geht es darum, die Drogen von der Straße wegzukriegen, ermahnt er sich, nicht um deine Karriere.

Andererseits braucht er sich, wenn er den alten Áviles zur Strecke bringt, um seine Karriere nicht zu sorgen. Und die könnte, wenn er ganz ehrlich ist, einen kleinen Schub gebrauchen.

Die DEA ist eine junge Behörde, kaum zwei Jahre alt. Als Präsident Nixon den Drogenkrieg ausrief, brauchte er Soldaten. Die meisten wurden aus der Vorgängerbehörde übernommen, etliche wurden in den Polizeieinrichtungen des Landes rekrutiert, aber in der Startmannschaft waren nicht wenige vertreten, die direkt von der Firma kamen.

Keller war einer von ihnen. Ein Company Cowboy.

So nennen die Cops diejenigen, die von der CIA kommen – um ihnen dann mit Ablehnung und Misstrauen

zu begegnen.

Eigentlich zu Unrecht, denkt Keller. Im Grunde machen sie bei der DEA dasselbe - Informationen sammeln. Du suchst dir deine Zuträger, baust sie auf, steuerst sie und verwertest die Informationen, die sie dir liefern. Der große Unterschied zum alten Job: Früher haben sie die Zielpersonen noch verhaftet, jetzt bringt man sie einfach um.

Nach dem Vorbild von Operation Phoenix, der programmierten Vernichtung des Vietcong.

Mit den Killerkommandos hatte Keller in Vietnam nicht allzu viel zu tun. Er musste die Rohdaten sammeln und auswerten. Die Dreckarbeit machten dann die anderen, meist Spezialeinheiten im Sold der Firma.

Sie rückten immer nachts aus, erinnert sich Keller. Blieben manchmal tagelang weg, trudelten im Morgengrauen wieder ein, völlig überdreht vom Dexedrin. Dann verzogen sie sich in ihre Kojen und schliefen tagelang durch, bis sie wieder rausmussten, zum nächsten Einsatz.

Ein paarmal, wenn es Hinweise auf eine größere Feindkonzentration gab, war Keller mit den Jungs von den Special Forces rausgefahren, hatte beim Legen eines nächtlichen Hinterhalts geholfen.

Aber begeistert hatte ihn das nicht. Meistens hatte er einfach nur Angst, aber er machte seinen Job, sparte nicht mit Munition, gab seinen Kumpels Feuerschutz und kam

lebend wieder raus. Aber er hat Dinge gesehen, die er am liebsten vergessen möchte.

Ich muss mit der Tatsache leben, denkt Keller, dass ich Namen von Menschen auf ein Stück Papier geschrieben habe und damit ihr Todesurteil gefällt habe. Wer das hinter sich hat, kann nur noch zusehen, dass er möglichst sauber durch diese dreckige Welt kommt.

Aber dieser verdammte Krieg.

Dieser verdammte, beschissene Krieg.

Wie viele andere hat auch er den Abflug der letzten Hubschrauber aus Saigon im Fernsehen verfolgt, wie viele andere Kriegsveteranen hat auch er sich an dem Abend, als das Angebot kam, zur neu gegründeten DEA zu wechseln, sinnlos besoffen, und er war von Anfang an dabei.

Aber erst hat er mit Althie drüber gesprochen.

»Vielleicht ist das mal ein sinnvoller Krieg«, hat er zu seiner Frau gesagt. »Vielleicht können wir den sogar gewinnen.«

Und jetzt, denkt Keller, während er hier hockt und auf Don Pedro lauert, stehen wir vielleicht kurz davor.

Seine Beine tun weh vom Stillsitzen, aber er rührt sich nicht vom Fleck. Das hat er in Vietnam gelernt. Die Mexikaner, die um ihn herum im Gestrüpp postiert sind, sind genauso diszipliniert - zwanzig Special Agents vom mexikanischen Geheimdienst DFS in Tarnkleidung, ausgerüstet mit Uzis.

Nur Tío Barrera ist im Anzug erschienen.

Selbst hier oben im wilden Hochland trägt der Sonderbeauftragte des Gouverneurs einen schwarzen Markenanzug mit blütenweißem Hemd und schwarzer Seidenkrawatte. Er wirkt entspannt und heiter, ein Musterbild lateinamerikanischer Männlichkeit.

Ganz wie die Filmstars der vierziger Jahre, denkt Keller. Glatt zurückgekämmtes schwarzes Haar, Menjoubärtchen, ein schmales, markantes Gesicht mit Wangenknochen wie aus Granit gemeißelt.

Und Augen, schwarz wie eine Neumondnacht.

Offiziell ist Miguel Ángel Barrera Polizeioffizier im Dienst der Provinz Sinaloa und Leibwächter des Gouverneurs von Sinaloa, Manuel Sánchez Cerro. Inoffiziell ist er der Mann fürs Grobe, die rechte Hand des Gouverneurs. Und da Operation Condor, rein technisch gesprochen, eine Aktion der Provinz Sinaloa ist, ist Barrera hier der Boss.

Und was bin ich?, fragt sich Keller. Wenn ich's recht bedenke, ist Barrera auch mein Boss.

Die zwölf Wochen DEA-Ausbildung waren nicht übermäßig hart. Die Dreimeilenstrecke ließ ihn kalt, Basketball konnte ihn nicht schrecken, und das Selbstverteidigungstraining war verglichen mit Langley ein Klacks. Die Ausbilder trainierten sie nur im Boxen und Ringen, und Keller hatte sich bei den Box-Jugendmeisterschaften in San Diego eine Bronzemedaille geholt.

Er war ein mäßiger Mittelgewichtler – gute Technik, aber zu langsam. Irgendwann fand er sich mit der bitteren Tatsache ab, dass man Schnelligkeit nicht lernen kann. Er war gerade mal gut genug, um in die höheren Ränge vorzurücken und dann nach Strich und Faden verdroschen zu werden. Aber er bewies, dass er einstecken konnte, und das verschaffte ihm, dem Halblatino, Ansehen im Barrio. Ein Boxer, der einstecken kann, zählt bei den mexikanischen Fans mehr als einer, der austeilt.

Und Keller konnte einstecken.

Als er boxen gelernt hatte, ließen ihn die mexikanischen Kids meistens in Ruhe. Sogar die Gangs wichen ihm aus.

Beim DEA-Training allerdings achtete er darauf, seine Gegner im Ring nicht allzu hart anzufassen. Es war sinnlos, nur aus Prahlerei zuzuschlagen und sich Feinde zu machen. Die kriminalistische Ausbildung fiel ihm schon schwerer, aber er bestand die Prüfung mit Würde, und die Suchtmittelkunde war ein Kinderspiel: Woran erkennt man Marihuana? Woran erkennt man Heroin? Er verkniff sich die Bemerkung, dass ihm das noch nie Schwierigkeiten bereitet hatte.

Auch der Versuchung, Klassenbester zu werden, widerstand er. Es wäre ihm leichtgefallen, und er wusste es, aber er zog es vor, unter dem Radar durchzutauchen. Die von der Polizei kamen, glaubten immer, dass ihnen die Jungs von der Firma ins Handwerk pfuschten, also war es besser, sich bedeckt zu halten.

Mit anderen Worten, er ging das körperliche Training locker an, hielt sich im Unterricht zurück und verpatzte den einen oder anderen Test. So kam er durch, ohne zu glänzen. Ein bisschen schwerer fiel es ihm, bei der Kampfausbildung im Hintergrund zu bleiben.

Überwachungstechnik? Ein alter Hut. Wanzen, versteckte Kameras? Die installierte er im Schlaf. Konspirative Treffen und Übergaben, tote Briefkästen, Quellenführung, Verhörtechnik, Beschaffung und Auswertung von Informationen? Diesen Kurs hätte er selbst unterrichten können.

Doch er hielt den Mund, wurde befördert und zum Special Agent der DEA ernannt. Er kriegte zwei Wochen Urlaub, und ab ging's - nach Mexiko.

Nach Culiacán, der Drehscheibe des amerikanischen Drogenhandels.

Der Hochburg des Opiums.

Dem Bauch der Bestie.

Sein neuer Chef bereitete ihm einen freundlichen Empfang. Tim Taylor hatte sich Kellers Akte schon bringen lassen und war bestens im Bilde. Er blickte nicht mal von seiner Lektüre auf. Keller saß ihm am Schreibtisch gegenüber, und Taylor fragte: »Vietnam?«

»Ja.«

»Beim beschleunigten Befriedungsprogramm.«

»Ja.« Beschleunigtes Befriedungsprogramm alias Operation Phoenix, verbunden mit dem alten Witz, dass da

eine Menge Jungs sehr schnell sehr befriedet wurden – für immer.

»CIA«, sagte Taylor. Es war eine Feststellung, keine Frage.

Feststellung oder Frage, Keller reagierte nicht darauf. Taylor kam aus der alten Drogenbehörde BNDD und hatte lange unter ihrer chronischen Unterfinanzierung leiden müssen. Jetzt, wo Drogen wieder höchste Priorität hatten, wollte er seinen sauer verdienten Status nicht an irgendwelche Neulinge abtreten.

»Wissen Sie, was ich nicht mag an euch Company Cowboys?«, fragte Taylor.

»Nein, was?«

»Ihr seid keine Cops«, sagte Taylor, »ihr seid Killer.«

Fick dich, dachte Keller. Aber er hielt den Mund. Er kniff ihn fest zu, während ihn Taylor darüber belehrte, dass er keinen Cowboy-Scheiß wolle, sondern dass sie ein »Team« seien und Keller gut daran täte, als »Teamplayer« aufzutreten und sich immer schön an die Regeln zu halten.

Keller wäre mit Kusshand ein Teamplayer geworden, wenn ihn das Team gelassen hätte. Nicht dass ihn das allzu sehr juckte. Wer im Barrio groß wird, als Sohn eines amerikanischen Vaters und einer mexikanischen Mutter, für den gibt es kein Team.

Kellers Vater, ein Geschäftsmann aus San Diego, hatte beim Urlaub in Mazatlán ein mexikanisches Mädchen geschwängert. (Wenn schon nicht geboren, so bin ich

wenigstens in Sinaloa entstanden, sagt sich Keller gelegentlich.) Keller senior besaß immerhin den Anstand, das Mädchen zu heiraten, was ihm kein allzu großes Opfer abverlangte, denn sie war von aufreizender Schönheit – und sein gutes Aussehen hat Keller von ihr geerbt. Sein Vater nahm sie also mit in die USA – um festzustellen, dass es sich mit ihr genauso verhielt wie mit vielen anderen Souvenirs, die man aus Mexiko mitbringt: Im Mondschein von Mazatlán war sie ihm bedeutend verlockender vorgekommen als im kalten Licht des amerikanischen Alltags.

Die Trennung kam, als der kleine Arthur ein Jahr alt war. Da sie den großen Vorteil, den ihr Sohn genoss, die amerikanische Staatsbürgerschaft, nicht preisgeben wollte, zog sie zu entfernten Verwandten ins Barrio Logan. Art Keller wusste, wer sein Vater war. Manchmal setzte er sich in den kleinen Park an der Crosby Street, blickte zu den gläsernen Hochhäusern hinüber und stellte sich vor, einmal dorthin zu gehen und seinen Vater zu besuchen.

Aber er tat es nicht.

Keller senior schickte Schecks – erst regelmäßig, dann nur noch sporadisch –, gelegentlich wurde er auch von Vatergefühlen und Gewissensbissen heimgesucht und ging mit Art ins Restaurant oder zum Baseball. Doch die Treffen verliefen in einer gezwungenen, beklommenen Atmosphäre, und als Art in die Mittelschule kam, hörten sie ganz auf.

Auch das Geld blieb aus.

Daher war es keine leichte Sache für den Siebzehnjährigen, als er schließlich doch nach Downtown fuhr, einen der Glastürme betrat und zum Büro seines Vaters vordrang, ihm sein glänzendes Eignungszeugnis und die Zulassung zum Studium an der UCLA auf den Schreibtisch legte und sagte: »Fall nicht vom Hocker. Ich will nichts weiter als einen Scheck.«

Er bekam ihn.

Vier Jahre lang, jedes Jahr einen.

Und eine Lektion mit auf den Weg.

Die YOYO-Regel.

You are on your own.

Hilf dir selbst, sonst hilft dir keiner.

Was eine gute Lektion war, wie sich jetzt wieder zeigte, nachdem ihn die DEA nach Culiacán abgeschoben und dort seinem Schicksal überlassen hatte. »Schauen Sie sich um im Lande«, riet ihm Taylor und ließ einen ganzen Haufen ähnlicher Klischees folgen: »Sammeln Sie Eindrücke«, »Gehen Sie's ruhig an«, und, ob man's glaubt oder nicht: »Ohne Fleiß kein Preis.«

Er hätte genauso gut »Fick dich ins Knie«, sagen können, denn darauf lief es hinaus. Taylor und seine Polizeifreunde isolierten ihn, schnitten ihn von Quellen und Informationen ab, schlossen ihn von den Lagebesprechungen mit der mexikanischen Polizei aus, ließen ihn weder an den morgendlichen Schwatzrunden bei

Kaffee und Doughnuts teilnehmen noch an den abendlichen Trinkgelagen, wo es die wirklich wichtigen Informationen gab.

Mit anderen Worten, er wurde rundum gemobbt.

Die Mexikaner redeten nicht mit ihm, weil er ein Yankee war, und die Yankees in Culiacán waren entweder Dealer oder Drogenfahnder. Ein Dealer konnte er nicht sein, weil er nicht kaufte (Taylor gab keine Mittel für ihn frei, damit er seinen Leuten nicht ins Handwerk pfuschte), also musste er Drogenfahnder sein.

Die Polizei von Culiacán wollte nichts mit ihm zu tun haben, weil er ein Yankee-Drogenfahnder war, der lieber vor der eigenen Haustür kehren sollte, außerdem stand sie überwiegend im Sold von Don Pedro Áviles. Aus dem gleichen Grund zeigte ihm die Provinzpolizei von Sinaloa die kalte Schulter, und sie hatte noch ein zusätzliches Argument: Warum sollte sie mit Art Keller kooperieren, wenn er von den eigenen Leuten kaltgestellt war?

Und auch denen erging es nicht viel besser.

Seit zwei Jahren schon drängte die DEA die mexikanische Regierung zu einer härteren Gangart gegen die Gómeros. Die Amerikaner legten Beweise vor – Fotos, Tonbänder, Zeugenaussagen –, doch den Versprechungen der Federales folgten keine Taten, nur leere Ausflüchte. »Sie sind hier in Mexiko, Señores, solche Dinge brauchen ihre Zeit.«